fabula magicae

im. pre ss

E-BOX

3

BÄNDE

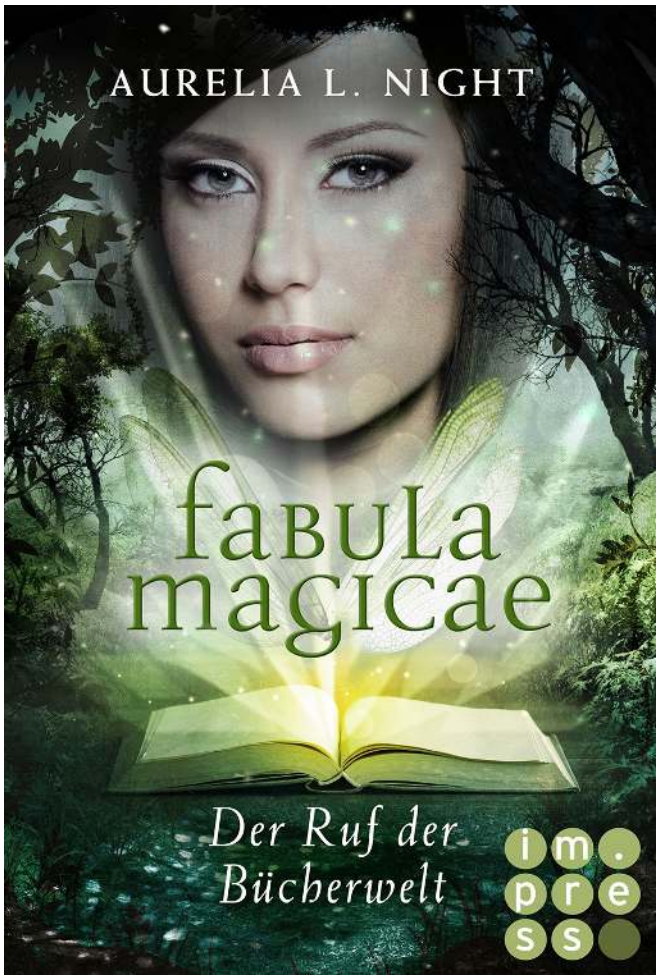
Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Impress

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH
© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2019
Text © Aurelia L. Night, 2019
Lektorat: Julia Feldbaum
Coverbild: shutterstock.com / © Valua Vitaly / © Melkor3D / © Siriporn-88 / © ra2studio / © solarseven / © Subbotina Anna / © Irina Bg / © estevez / © fona / © Skorik Ekaterina
Covergestaltung der Einzelbände: formlabor
Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck / Derya Yildirim
Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-646-60530-3
www.carlsen.de


AURELIA L. NIGHT
fabula magicae
Der Ruf der Bücherwelt
im. press

Aurelia L. Night
Fabula Magicae 1: Der Ruf der Bücherwelt

Lass dich in eine magische Bücherwelt entführen
Für die 16-jährige Mia bricht eine Welt zusammen, als ihr geliebter Großvater plötzlich verstirbt. Doch als ihr sein Vermächtnis überreicht wird, ist sie sofort fasziniert: ein scheinbar uraltes Buch, von dem ein unwiderstehlicher Sog ausgeht, dem sie sich nicht entziehen kann. Als Mia es aufschlägt, geschieht das Unvorstellbare. Sie landet mitten in einer unbekannten Welt voller Magie. Umgeben von Nymphen, Nixen und Elfen, die ihr nach dem Leben trachten, beginnt für die junge Frau ein Kampf ums Überleben. Einziger Lichtblick ist der geheimnisvolle Jäger Liam, der ihr zur Seite steht und sie endlich wieder zum Lachen bringt …

Wohin soll es gehen?

Buch lesen

Vita

Danksagung

Das könnte dir auch gefallen

© privat

Aurelia L. Night wurde in Gelsenkirchen geboren, wo sie auch aufwuchs. Nach einer Ausbildung als Schilder- und Lichtreklameherstellerin machte sie ihr Fachabitur in Gestaltung und arbeitet nun in einem kleinen Betrieb. Sie lebt mit ihrem Freund und zwei verrückten Katzen nahe der niederländischen Grenze. Wenn sie nicht selbst schreibt, durchlebt sie Abenteuer auf den Seiten anderer Bücher oder kämpft auf ihrer Xbox gegen Dämonen.

Für Oma.
Ich wünschte,
du hättest erleben können,
was für ein Mensch ich geworden bin.

Und für all jene,
die zwischen den Zeilen abtauchen und
die Realität vergessen.

Prolog

Alendia, vor 19 Jahren

Die Zeit zog sich dahin wie Honig. Sie tanzte auf dem Ball mit dem König, wie sie es tun musste, und versuchte sich an netten Gesprächen mit den Gästen, wie es ebenfalls zu ihrer Gewohnheit geworden war.

Aber sie wollte fliehen. Nichts hielt sie hier auf diesem Fest. Die Sehnsucht nach ihrem Sohn machte sie wahnsinnig und ruhelos. Doch noch war es nicht so weit. Noch musste sie hierbleiben und den Geiern gefallen, die alle nur gekommen waren, um ihren Sohn zu betrachten, den König Seban stolz vorgestellt hatte. Als sich Mariella an die Blicke dieser Leute erinnerte, wie sie sich alle auf ihren Sohn gestürzt hatten, als wäre er Beute und nicht der zukünftige König, überkam sie ein Schauder.

Ihr Blick glitt durch den Ballsaal, bis er auf ein graues Paar Augen traf, das sie direkt in ihren Bann zog. Die Zeit schien stillzustehen, während es nur diesen einen Moment gab – zwischen ihr und dem ihr vollkommen fremden Mann.

Sein Anblick glich dem eines Königs. Sein blondes Haar fiel wellig bis zu seinen Schultern und ein Bart zierte seine Wangen. Mariellas Herz blieb stehen. Es gab nur noch ihn für sie.

Der Mann hatte etwas Raues an sich, eine Wildheit spiegelte sich in seinen Augen, die nur zu einem Krieger passen konnte, obwohl er durch seine Haltung und seine Kleidung wie ein König aussah.

Ohne sich zu entschuldigen, lief sie zu ihm. Alles in ihr schrie nach ihm. Es war wie ein Rausch, der sich ihrer bemächtigte. Ihr Herz erholte sich und begann in ihrer Brust zu rasen. Ihr Atem ging stoßweise.

Das war es! Das, was sie in König Sebans und ihrer Beziehung so sehr vermisste, was sie niemals zulassen konnte, selbst wenn sie es wollte. Die Leidenschaft. Das Gefühl unterzugehen, wenn man nicht bei dem anderen war. Mariella sollte sich schlecht fühlen, dass sie so empfand – für einen fremden Mann. Aber sie konnte nicht. In ihr flogen die Schmetterlinge umher, ließen sie glücklich lächeln, wie sie es schon seit Jahren nicht mehr getan hatte. Sie fühlte sich eins mit sich. Als sei dieser Unfall niemals passiert, der ihr ganzes Leben auf den Kopf gestellt hatte. Der ihr jegliche Freude genommen und ihr gezeigt hatte, dass sie sich auf niemanden verlassen durfte.

Der Mann hatte sie nun ebenfalls entdeckt und kam auf sie zu. Er schien es genauso eilig zu haben wie sie.

Einen Moment blieben sie voreinander stehen. Nicht in der Lage etwas zu sagen, weil sie von ihren Gefühlen verschlungen wurden.

Er verbeugte sich tief vor ihr. »Darf ich um diesen Tanz bitten?«

Seine Stimme ließ ihren Körper erzittern. Sie hallte bis in ihr Innerstes nach. Sie konnte bloß nicken und ergriff die Hand des Kriegers.

Er führte sie auf die Tanzfläche und zog sie nah an sich. Sie wusste, dass er das eigentlich nicht durfte – keiner außer dem König durfte dies. Aber sie konnte sich ihm nicht widersetzen. Ihr Kopf war wie leer gefegt, nur noch sie beide existierten.

Jetzt gab es keinen König Seban und keinen Hofstaat mehr, den sie gekünstelt freundlich anlächeln musste. Nur der Fremde erfüllte ihre Gedanken.

»Ihr tanzt wundervoll«, raunte er in ihr Ohr.

Eine Gänsehaut fuhr über ihren Hals. Dort, wo sein Atem ihre Haut berührte, fühlte es sich an, als würden kleine Blitzstöße durch ihren Körper jagen.

»Danke.« Ihre Stimme zitterte. »Ihr auch.« Sie fühlte sich wie ein junges Mädchen. Frei von Verpflichtungen und Schuldgefühlen, die ihr das Glück raubten.

Er grinste. »Dann haben die Tanzstunden mit meiner Amme und meiner Tante ja doch Früchte getragen«, meinte er und grinste jungenhaft.

Mariella hielt den Atem an. In seinen Wangen wurden Grübchen sichtbar. »Das haben sie auf jeden Fall«, erwiderte sie atemlos und schenkte ihm ein zaghaftes Lächeln. Sie fühlte ihre Freude, die sie so vermisst hatte, das Lächeln, das bis in ihre Augen reichte. Fühlte ihr Herz, das nicht durchzogen von Hass und Ekel pumpte. Sie meinte, dieser Mann hätte alles Negative in ihr gelöscht.

Seine grauen Augen schienen sie zu verschlingen und anstatt sich abgestoßen zu fühlen, wollte sie ihm alles geben, was sie hatte. Sie fühlte keinen Ekel, als er sie so ansah. Nur Leidenschaft, die ihren ganzen Körper flutete und sie zum Brennen brachte. Die Leidenschaft, die sie für ihren König empfinden sollte, empfand sie für diesen Mann. Königin Mariella sollte sich ihrer Gefühle schämen. Aber das konnte sie nicht. In den Armen dieses Mannes empfand sie das erste Mal seit Jahren wieder Freiheit und Freude. Wie sollte sie sich schämen, wenn sie glücklich war? Wie sollte sie die Gefühle, die berauschend durch ihren Körper kreisten, hassen?

»Barthos, mein Freund!«, erscholl da die Stimme des Königs.

Ihr Tanzpartner zuckte zusammen, als sei er, ebenso wie Mariella, aus einem Traum gerissen worden. Er wandte sich dem König zu und erst jetzt wurde Mariella klar, mit wem sie getanzt hatte. Wer ihr Herz und ihre Welt zum Stehen gebracht hatte.

König Barthos. Herrscher von Eventyr. Der beste Freund ihres Mannes. Derjenige, der es nie geschafft hatte, zu einem offiziellen Anlass zu erscheinen, weil die Grenze von Eventyr erneut von Ogern angegriffen worden war und das Land seither versuchte einen Handel mit diesen Wesen zu schließen, der den Frieden bringen würde. Sie hatten die Oger zwar schon einmal besiegt, aber irgendwie hatten diese Riesen sich erholen können. Damals hatten der Held und die Kriegerprinzessin Eventyrs die Gegner mutig geschlagen, doch dann waren die beiden auf einmal verschwunden gewesen und nie mehr gesehen worden. Keiner wusste, was mit ihnen passiert war.

Wieder begann Mariellas Herz zu rasen, aber nicht wegen Barthos, sondern wegen der Erkenntnis, dass sie auf ewig Seban gehörte. Sie hatte es schon immer gewusst. Aber sie hatte die Hoffnung gehabt, dass sie irgendwann in Vergessenheit geraten und einer Mätresse Platz machen würde. Doch wie sollte sie mit dem Wissen leben, dass es *ihn* gab? Ihn, den einen, der ihre Welt zum Stillstand brachte. Sie konnten nicht einmal heimlich zusammen sein.

»Seban! Es ist so schön dich endlich wiederzusehen«, erwiderte Barthos und die beiden Männer fielen sich in die Arme.

Königin Mariella biss sich auf die Lippe. Sie fühlte sich unwohl und wollte sich gerade zum Gehen wenden, als eine warme Hand die ihre umfasste und festhielt.

»Würdet Ihr uns die Freude machen, Euch vorzustellen?«, fragte Barthos an Mariella gewandt. Dabei blitzten seine Augen. Er schien noch immer zu glauben, dass sie zu haben war. Dass ihr Herz frei war für ihn. Mariella wurde schlecht vor Trauer.

Seban begann laut und schallend zu lachen. »Mir braucht sich die Dame nicht vorzustellen, mein Freund. Das ist Mariella. Meine Frau und Königin, die Mutter meines Sohnes.«

Mariella konnte beobachten, wie Barthos die Information hinunterschluckte, als würde er etwas Widerliches essen. Doch er schüttelte sich und legte eine Maske der höflichen Neugier auf. »Deine Frau also? Sie ist eine zauberhafte Tänzerin«, bemerkte er und wandte sich wieder seinem Freund zu.

»Ja, das ist sie wahrhaftig.« Sebans Blick lag bewundernd auf seiner Frau.

Mariella unterdrückte die Tränen, die ihr die Luft raubten. Sie verbeugte sich. »Ich brauche frische Luft, meine Herren«, entschuldigte sie sich und floh beinahe aus dem Ballsaal.

Wie schnell doch all ihre Hoffnungen zerschlagen worden waren. Sie verfluchte Barthos. Wieso musste er König von Eventyr sein?

Sie ließ sich auf eine der Bänke im Garten nieder und betrachtete die Sterne. Sie fühlte sich von der Welt missachtet. Sie hatte ein Kind mit einem Mann, den sie nicht liebte. Und der Mann, der ihr Herz zum Stolpern gebracht hatte, der ihre Welt erschüttert hatte, war der König eines anderen Landes.

Sie hatte sich nur eines gewünscht, nachdem sie von dem ihr wichtigsten Menschen – ihrer Freundin und Schwester – verraten worden war. Sie hatte sich gewünscht, dass es auf dieser Welt den einen gab, der

ihr Herz erobern, der ihr die Erde zu Füße legen würde. Nie hatte sie die Hoffnung gehabt, dass das Schicksal ihr diesen Mann tatsächlich schenken würde … Doch nun war er hier. Und gleichzeitig so unerreichbar für sie.

Hinter sich hörte sie, wie eine Tür aufging. Neugierig sah sie sich um. Die kräftige Statur König Barthos' hob sich gegen das Licht ab. Er kam direkt auf sie zugelaufen und bevor sie etwas sagen konnte, umfasste er ihr Gesicht und eroberte ihren Mund. Nicht zärtlich und sanft, wie Seban es immer tat, sondern wild, besitzergreifend. Ihr Herz schmolz und sie gab sich diesem Mann hin. Und in dem Augenblick wusste sie: So musste sich die eine, die wahrhaftige Liebe anfühlen.

»Es … es tut mir leid«, keuchte Barthos, als er sich von ihr löste. »Aber ich konnte nicht gehen, ohne zumindest den Geschmack Eurer Lippen auf meinen zu tragen.«

Mariella fühlte sich fiebrig und ihr Atem ging genauso stoßweise wie seiner. Ohne nachzudenken, presste sie ihre Lippen noch einmal auf seinen Mund und lehnte sich gegen den kräftigen Körper des Königs.

Sie fühlte, wie sich seine Hände an ihre Wangen legten, sie hielten. Und sie wusste, dass sie dieses Gefühl der Liebe, der Freiheit und der Lust für immer fühlen wollte. Nicht nur für einen Moment, sondern für immer und ewig. Sie wollte nicht wahrhaben, dass Barthos für sie unerreichbar war. Sie wollte sich ihm hingeben mit Haut und Haar.

Seine Zunge eroberte ihren Mund und sie konnte ein leises Stöhnen nicht unterdrücken. Ihr Körper fühlte sich aufgeladen an, als sei ein Blitz in ihn gefahren.

»Barthos …?« Die Stimme König Sebans erstarb.

Mariella und der König Eventyrs fuhren auseinander. Die Königin konnte sehen, wie die Wut in den Augen ihres Gatten emporzüngelte. Wie der Hass sich in ihm aufbaute. Sie fühlte das schlechte Gewissen. Nicht weil sie Barthos geküsst hatte – das würde sie auf der Stelle noch einmal tun –, sondern weil Seban sie entdeckt hatte.

Normalerweise war Seban ein König des Friedens, er glaubte an die Kraft der Rede. Aber die Königin konnte sehen, dass dieses Verhalten nicht mit Worten wiedergutzumachen war. »Geh auf dein Zimmer, Mariella«, befahl er, als wäre sie ein Kind. Seine Stimme war eiskalt und duldete keinen Widerspruch.

»Seban …«, versuchte sie sich zu erklären. Doch sein zornerfüllter Blick genügte und sie verstummte.

»Wieso?«, fragte er seinen Freund und schien Mariella vergessen zu haben.

»Ich weiß es nicht. Sie bewegt etwas in mir, Seban, so sehr, wie es keine andere zuvor getan hat«, gab Barthos zu.

Die Königin sah zwischen den beiden hin und her. Hinter ihrem Rock hatte Barthos nach ihrer Hand gegriffen und drückte sie zuversichtlich. Sie warf ihm noch einen Blick zu und verließ die beiden Herrscher.

Mariella rannte auf ihr Zimmer. Ihr Körper bebte vor Angst und aufgrund des leidenschaftlichen Kusses. Sie spürte Barthos' Lippen noch immer auf ihren. Sie ging zum Bett ihres Sohnes und betrachtete ihn. Hob ihn hoch und schnupperte an ihm. Versuchte sich zu beruhigen und ihre Gedanken zu klären.

»Was habe ich nur getan?«, fragte sie ihren unschuldigen Jungen.

Doch er schlief in Seelenruhe und bekam nichts von der Angst seiner Mutter mit.

Mariellas Blick wanderte zu dem Schmuckkästchen, das offen dalag und den Blick auf die kostbarsten Schätze freigab, aber auch auf zwei einfache Steine, die an Lederbändern befestigt waren. Groll regte sich in ihr. *Sie* hatte Schuld an dem, was passiert war. Niemand sonst. Wegen *ihr* war der Hass in ihr so stark geworden. Wegen *ihr* hatte Mariella alles verloren.

***

Scheinbar Stunden später kam Seban in ihre Räumlichkeiten. »Ich werde keinen Krieg gegen Eventyr führen«, erklärte er. »Aber ich habe Barthos des Landes verwiesen und er wird nie wieder in die Nähe von Alendia kommen.«

Seine Stimme war eiskalt.

Sie hatte ihn verletzt. Mariella wusste, dass er daran geglaubt hatte, dass sich zwischen ihnen etwas verändern könnte, sobald ihr Sohn auf der Welt war. Die Königin hoffte, dass ihr König sie so sehr liebte, wie er selbst es scheinbar glaubte.

»Seban, lass mich frei. Mein Herz … Es gehört Barthos. Da war nur dieser eine Augenblick und doch … Es war alles für mich. Bitte, Seban, lass mich zu ihm gehen …«, flehte sie ihn an.

»Nein.«

Ihr Herz zersplitterte. Die Scherben bohrten sich in ihren Körper und zerrissen die Mauern, die ihre Kraft im Zaum gehalten hatten.

»Was …?« Ihre Stimme war nur noch ein Hauch. Sie hatte gedacht, dass Seban sie liebte. Sie hatte daran geglaubt, dass wenigstens einer in ihrer Beziehung glücklich war. Aber scheinbar hatte sie sich geirrt. Scheinbar

war es ihm niemals um seine Gefühle gegangen, sondern bloß um den Besitz. Sie war eine hübsche Frau, das wusste Mariella. Sonst hätten nicht so viele Adelige vor ihrer Tür gestanden und sie bewundert.

Sie war eine Trophäe.

Seban hatte sie nicht der Liebe wegen geheiratet. Sondern nur wegen ihres Aussehens. Diese Erkenntnis sollte sie erschüttern, aber sie machte sie bloß wütend. Sie war von der machthungrigen Hand ihrer Mutter in die nächste geraten.

»Ich werde dich nicht gehen lassen. Dein Platz ist an meiner Seite. Du hast mir einen Sohn geschenkt und glaube mir, es werden weitere folgen. Entweder mit deinem Einverständnis oder ohne. Es ist mir egal«, fuhr König Seban seine Königin an.

Die Wut überrannte Mariella wie eine Feuersbrunst und ihre Macht erwachte mit einem Ruck. Sie erfüllte ihre Venen, berauschte sie und ließ den Hass gegenüber dem König ins Unermessliche wachsen.

»Drohst du mir?« Ihre Stimme glich dem Zischeln einer Schlange, als sie Seban diese Frage stellte.

Wind fuhr durch den Raum, löste die Spangen in ihren Haaren und ließ die Strähnen auf den Strömungen der Luft reiten. Energie fuhr durch ihren Körper, ließ sie bedrohlich und mächtig wirken.

»Das ist keine Drohung«, knurrte Seban, »sondern ein Versprechen.« Er versuchte die Demonstration ihrer Macht zu ignorieren und wandte sich von seiner Königin ab.

Hass erfüllte Mariella. Er war wie ein Feuer, das sich durch ihre Adern fraß und all die Macht anstachelte, die sie besaß. »Du, Seban, mein König, wirst niemals mein Antlitz vergessen. Du wirst dich mit deiner ganzen

Liebe nach mir verzehren und durch sie für immer blind sein, blind für alle anderen Frauen, blind für die Liebe«, prophezeite sie ihm.

Seban drehte sich wieder zu ihr um und Mariella konnte beobachten, wie ein grüner Blitz auf ihn fuhr und seine Augen eintrüben ließ. Niemals würde er eine Mätresse haben können, weil er sich immer nur nach ihr verzehren würde. Für immer würde er nur noch sie sehen.

In ihrer Blindheit bemerkte die junge Königin das Dienstmädchen nicht, das sich ängstlich im Flur verborgen hielt und die Magierin durch einen kleinen Spalt zwischen Wand und Tür mit großen Augen betrachtete.

Die Energie zog an Mariella und sie wandte sich ihrem Sohn zu. »Verflucht sollst auch du sein!«, fuhr sie ihr eigenes Kind an, das ein Grund war, wieso Seban sie wie eine Gefangene hielt. »Du trägst die Züge deines Vaters in dir, du wirst blind sein für die Liebe, sobald du sie am meisten brauchst. Jede Nacht wirst du zu dem Monstrum werden, das du im Inneren bereits bist – deinem Vater gleich.«

Die Macht hob das unschuldige Kind aus seinem Bett und begann ihr Werk zu tun.

Mariella hasste den Anblick des Tieres, in das sich ihr Sohn verwandelt hatte – es verkörperte Mut und Hass in einem.

»Ewig wirst du an den Boden gekettet sein. Du wirst gefangen sein – wie ich es bin«, fügte die Königin in ihrem Hass hinzu und das Baby schrie auf.

Die Königin spürte, wie der Fluch an ihrer Energie zerrte. Doch ihr war es egal. Sie war blind vor Wut. »Auf ewig sollen Alendia und Eventyr in einem Krieg gefangen sein. Du, Seban, wirst von dem Hass zerfressen, den

du gegenüber deinem besten Freund fühlen wirst. Du wirst ihn leiden lassen wollen für das, was er dir angetan hat.«

König Seban wurde erneut von einem grünen Blitz getroffen und sackte bewusstlos in sich zusammen.

Die Macht in Mariella verpuffte. Schwach sackte die Königin auf dem Boden. Die Magie zog sich zurück, müde von der Anstrengung. Und langsam wurde sie sich bewusst, was sie getan hatte.

»Nein«, raunte sie.

Ihr Blick glitt hektisch zu dem Kinderbettchen. Mit zittrigen Beinen stolperte sie zu ihrem Sohn. Sie hob erschrocken die Hand an ihren Mund, als sie das Tier dort kauern sah. Die grünen Augen richteten sich auf sie.

Die Königin konnte nicht glauben, was sie getan hatte. Der Hass hatte sie überrannt und sie hatte es zugelassen. Hatte sich hinreißen lassen – erneut – und dabei ihren eigenen Sohn verflucht.

Vorsichtig näherte sich ihre Hand dem Wesen und ließ es daran schnuppern. Das Tier legte seinen Kopf gegen ihre Haut. Die Augen schimmerten nass und der Königin zerfetzte es das Herz, als sie sah, wie zutraulich ihr Sohn ihr gegenüber noch immer war.

Seban hatte diesen Fluch verdient. Aber nicht ihr eigen Fleisch und Blut. Nicht das Licht ihrer dunklen Tage.

»Es tut mir leid, mein Kind«, hauchte sie verzweifelt.

Sie schloss die Augen und versuchte ihre Macht zu finden. Nur dieses einzige Mal wollte sie etwas Gutes mit dieser Magie bewirken. Ihr Kind brauchte ein Schlupfloch. Sie tastete nach dem Gefühl, welches sie berauschte, und fand es. Sie hatte sich verausgabt. Sie war schwach und sie konnte den Fluch nicht zurücknehmen. Er hatte sich schon in jede Zelle ihres Prinzen gebrannt, doch sie konnte ihm helfen.

»Ein Kuss deiner wahren Liebe wird die Flügel heilen«, murmelte sie leise und grüner Rauch entstieg ihrer Hand, der sich um ihren Sohn wickelte. »Und das Bekenntnis der Liebe wird dich heilen, wird den Fluch brechen, den ich dir beschert habe. Solltest du die Deine finden und sie dich ebenso unabhängig lieben wie du sie, wird dein Fluch gebrochen.«

Die Magie floss aus der Königin und mit ihr das Leben.

Kapitel 1

Trauer erstickte mich. Ich versuchte die Tränen hinunterzuschlucken, die sich hervorkämpfen wollten. So lange waren wir noch nie voneinander getrennt gewesen. Es fühlte sich noch immer so unwirklich an, während ich auf dem Weg zur Beerdigung hinter meinen Eltern im Auto saß.

Seit Opas Tod hatten sie sich verändert, sie waren beide noch mehr in sich gekehrt. Ich bewunderte meine Mutter dafür, dass sie zumindest im Moment die Finger nicht um den Hals einer Wodkaflasche gelegt hatte. Mein Vater sah einfach nur erschöpft und blass aus.

Es brach mir das Herz, die beiden so zu sehen, aber was sollte ich tun? Ich selbst konnte nicht glauben, dass er wirklich fort sein sollte – für immer. Ein Kloß bildete sich bei den Worten in meinem Hals und ich bohrte meine Finger in die Oberschenkel, um mich von dem Schmerz in meinem Inneren abzulenken.

Es wirkte. Zumindest so lange, bis ich mich wieder unter Kontrolle hatte. Es konnte einfach nicht wahr sein, sagte ich mir wieder und wieder. In den letzten Tagen war der Satz zu einem Mantra geworden, der mich davor bewahrte auszuflippen. Aber was geschah, wenn mir meine Lüge weggenommen würde?

Ich wusste, dass das passieren würde. Spätestens wenn ich den Sarg sah … Ich verdrängte den Gedanken. *Es kann einfach nicht wahr sein. Es ist ein Fehler. Er kann nicht tot sein.*

Wieso ausgerechnet er? Diese Frage stellte ich mir seit Tagen.

Alle meine Mitschüler hatten ihre Großeltern noch. Aber er, der mir in meinen sechzehn Lebensjahren mehr Elternteil gewesen war als meine eigenen Erzeuger, hatte schon gehen müssen. *Wieso?*

Mein Vater bog in die Straße ein, an der der Friedhof lag. Kalter Schweiß benetzte meinen Körper und eine Gänsehaut breitete sich auf meiner Haut aus, obwohl mir nicht kalt war. Ich begann zu zittern und der Wunsch umzudrehen war so stark, dass mir schlecht wurde.

»Ich will das nicht machen«, wisperte meine Mutter leise. In der Stille des Wagens wirkte es so, als ob sie es herausgeschrien hätte.

»Keiner von uns will es«, sagte mein Vater und seufzte leise. »Aber das sind wir ihm schuldig«, raunte er.

Ich presste die Kiefer aufeinander und starrte aus dem Fenster. In den Autoscheiben spiegelte sich mein Gesicht. Meine grauen Augen schimmerten feucht. Meine schwarzen Haare, die ich von meinem Opa geerbt hatte, fielen mir lockig ums Gesicht und rahmten es ein. Mein Spiegelbild sah aus wie eine Fremde. Noch nie hatte ich so abgezehrt und müde gewirkt wie in den letzten Tagen. Ich konnte nicht verstehen, wie sie so über Opa sprechen konnten. So, als wäre sein Tod endgültig. Ich konnte es noch immer nicht glauben – wollte es nicht akzeptieren. Denn das zu akzeptieren hieß, dass ich lernen musste, ohne meinen Großvater zu leben. Und das wollte ich nicht. Auch wenn es egoistisch klang, ich wollte einfach nicht, dass er weg war. Einfach so, ohne ein Wort des Abschieds.

Noch vor einer Woche hatte ich auf dem Schulhof gestanden und gewartet, aber er war nicht gekommen. Das hatte es noch nie gegeben und tief in meinem Inneren hatte ich gewusst, dass etwas nicht stimmte. Dennoch war ich nach Hause gegangen. Dort hatten meine Eltern schon auf mich gewartet.

Er war einfach eingeschlafen. Sein Herz hatte plötzlich im Schlaf aufgehört zu schlagen. Ich wusste nicht einmal mehr, was ich zuletzt zu ihm gesagt hatte. Und dieses Unwissen schien mich zu zerfleischen. Das konnte es nicht gewesen sein. Mein Großvater war nicht tot.

Mein Vater bog auf den Parkplatz und schaltete den Wagen ab. Keiner von uns rührte sich. Keiner wollte den ersten Schritt tun. Stillschweigend saßen wir in dem verstummten Auto. Die Stille erdrückte mich und ich wollte fliehen, gleichzeitig wollte ich aber nicht hinausgehen und mich mit der Wahrheit konfrontieren. Denn sobald ich auf den Friedhof ging, würde ich akzeptieren müssen, dass er nicht mehr da war.

Räuspernd schnallte mein Vater sich ab, atmete noch einmal tief durch und murmelte: »Dann wollen wir mal …« Er öffnete die Tür. Mit steifen Gliedern folgte ich ihm.

In mir fühlte sich alles leer an. Die große Leere hatte einfach alles in sich aufgesogen und – abgesehen von dem Unglauben und Schmerz – nichts mehr übrig gelassen.

Gemeinsam staksten wir über den Friedhof zu der kleinen Kapelle, in der der Abschiedsgottesdienst stattfinden sollte.

Das kleine Gotteshaus war schlicht, aber modern eingerichtet. Einige Stuhlreihen waren aufgestellt worden, doch wir setzten uns nicht. Gemeinsam blieben wir am Eingang stehen. Mein Vater rechts und meine Mutter links von mir. Wir bildeten das Abbild einer heilen Familie, die wir nicht waren. Und nie mehr sein würden. Ein wichtiger Teil war uns entrissen worden.

Ich ignorierte den Sarg, der aufgebahrt vorn stand. Hielt meinen Blick stur aus der Kapelle gerichtet und wartete auf die anderen Gäste, die um meinen Opa trauern wollten, der nicht tot war.

Der Friedhof lag ruhig da, nur ein paar einzelne Menschen liefen durch die kleinen Gassen zwischen den Gräbern, um ihre Liebsten zu besuchen.

Mit Widerwillen sah ich zum ersten Mal den Sarg an, den mein Vater ausgesucht hatte. Er war recht schlicht in rotbraunem Holz gehalten. Leichte Verzierungen von Blumenranken schlangen sich um den Kasten, in dem mein Großvater schlief. Ich verdrängte, dass er niemals mehr aufwachen würde.

Ich krallte meine Fingernägel in meine Handballen, versuchte mich wieder abzulenken. In dem Moment kamen die ersten Gäste. Sie alle waren wie wir in Schwarz gekleidet. Die meisten hatten einen Regenschirm dabei, obwohl es noch nicht regnete. Doch die Wolken hingen bedrohlich am Himmel und ich hoffte, dass es noch regnen würde. Dass der Himmel Erbarmen zeigen würde und mittrauerte – um einen Menschen, der so viel Gutes getan hatte.

»Mein Beileid«, murmelte eine ältere Dame. »Ich mochte Erik. Er war ein Träumer. Hat nie aufgegeben daran zu glauben, dass jede Geschichte einen wahren Kern hat.«

Ich presste meine Kiefer aufeinander. Ich wollte nicht vor all den Menschen in Tränen ausbrechen. Wollte mir nicht vor ihnen die Blöße geben.

Dutzende Hände schüttelte ich. Und jedes Mal hörte ich, wie toll mein Opa gewesen war, als ob ich das selbst nicht wusste. Meine Hand tat weh, als wir uns in die vorderste Reihe setzten. Mein Blick war genau auf den Sarg gerichtet. Ich begann zu zittern. Am liebsten wäre ich zusammengebrochen, stattdessen spielte ich die Starke. Hielt die Hand meines Vaters, der schon rote Augen hatte von den vergossenen Tränen. Ich fühlte mich neben ihm so kalt. Er konnte offen mit seinen Gefühlen

umgehen. Ließ sich nicht durch die anderen Menschen einschüchtern, so, wie ich es tat.

Mein Blick schweifte zu meiner Mutter. Sie hatte ihre Hände krampfhaft in ihrem Schoß gefaltet und schien, genauso wie ich, mit sich zu ringen, wie sie sich verhalten sollte. Immerhin war es nicht *ihr* Vater gewesen, obwohl er sie wie eine Tochter behandelt hatte. Doch sie musste für ihren Mann da sein – eigentlich. Aber ich bezweifelte, dass sie es konnte. Dass irgendwer von uns für irgendwen da sein konnte.

Der Pastor kam in die Kirche, während leise Musik im Hintergrund gespielt wurde, die ich nicht einordnen konnte. Als der Mann vorn stand, verstummte die Melodie und er räusperte sich.

Ich konnte ihm nicht zuhören. Opa Erik war so viel mehr gewesen, als das, was der Pastor da erzählte.

In meiner Kindheit war er mein Geschichtenerzähler gewesen. Ich erinnerte mich genau daran, wie ich auf seinen Knien gesessen und ihn angebettelt hatte, mir noch eine und noch eine Geschichte zu erzählen. Irgendwann waren sie ihm ausgegangen und er hatte mir Bücher gezeigt, eine Leidenschaft, die wir bis zum Schluss geteilt hatten.

»Weißt du, Mia, in jedem Buch steckt eine wahre Geschichte. Auf jeder Seite spielt sich das wahre Leben ab.« Das hatte er mir immer und immer wieder eingetrichtert, bis die Erkenntnis mir ins Blut übergegangen war. Ich konnte nicht ohne Bücher – genauso wenig, wie ich ohne meinen Großvater konnte. Und genauso wenig konnte ich glauben, dass er fort war. Komplett und für immer. So viele Helden waren in meinen Büchern tot geglaubt gewesen und hatten dann doch überlebt, und egal, wie aussichtslos die Situation gewesen war … Sie waren doch siegreich aus der Geschichte hervorgegangen.

Ich schluckte hart.

Mein Vater drückte meine Hand noch einmal, ehe er sie losließ und aufstand – gefolgt von fünf seiner Freunde. Gemeinsam gingen sie zu dem Sarg, hoben ihn hoch und führten die Masse an Menschen an. Mit steifen Gliedern folgte ich ihnen.

Wir liefen zu Opas Grab, das neben dem meiner Oma unter einer Trauerweide lag. Ich hatte meine Oma nicht gekannt, sie war früh an Krebs gestorben. Doch ich wusste, dass er sie geliebt hatte, mit allem, was er besessen hatte. Ich sehnte mich nach der Hand meines Vaters. Meine Mutter schluchzte den ganzen Weg schon und sie wurde immer zittriger. Sie stützte sich auf mich, zog mich noch weiter runter und zwang mich, mich in die erste Reihe zu stellen, als der Sarg in das Loch abgesenkt wurde.

Erst jetzt gab mein Verstand nach. Erst jetzt wich der Unglauben der bitteren Wahrheit.

Opa Erik war tot. Und er würde nie mehr zurückkehren.

Nie mehr würde er mir eine Geschichte erzählen. Nie mehr würde ich seiner Stimme lauschen und nie mehr würde er einfach mit mir auf der Parkbank sitzen und mir zuhören. Nie mehr würde das passieren. Weil er nicht mehr da war. Er war einfach weg.

Tränen rannen mir jetzt ungehindert die Wangen hinunter, plötzlich interessierten mich die Menschen um mich herum einen Dreck. Der Schmerz schien mich zu zerfressen und jetzt war ich es, die sich an meine Mutter klammerte. Ich brauchte ihren Halt, aber statt mich in den Arm zu nehmen, zog sie mich noch weiter herunter, sodass ich mich losreißen musste, um nicht auf die Knie zu gehen.

Meine Mutter hängte sich direkt an den nächsten angebotenen Arm und schluchzte hemmungslos weiter.

Papa stand direkt am Grab, schaute hinab und ich konnte beobachten, wie eine Träne in das offene Loch tropfte, während der Pastor irgendwas davon redete, dass Asche zu Asche wurde.

Ich hörte ihm nicht zu. In meinen Ohren rauschte es. Ich konnte nicht weiter zuhören, wollte nicht zuhören. Ich wollte rennen, weit weg, und doch wollte ich bleiben. Ich wollte zusammenbrechen und weinen. Aber gleichzeitig konnte ich nicht. Ich wollte es nicht vor all diesen Menschen tun.

Meine Fingernägel bohrten sich in meine Handballen und ich versuchte mich durch den Schmerz zur Ordnung zu rufen, aber mein Mittel half nicht mehr. Ich spürte noch immer den innerlichen Schmerz, der mich zerriss. Der mir klarmachte, dass ich jemanden verloren hatte, der mir unglaublich wichtig war. Dass jetzt jemand in meinem Leben fehlte, der zuvor eine unglaublich große und vor allem wichtige Rolle darin gespielt hatte.

Ich war unvollständig. Meine Familie war unvollständig. Schlimmer als jemals zuvor. Und ich hatte das Gefühl, obwohl ich umringt von all diesen Menschen war, die ebenfalls trauerten, dass ich allein war. Niemand verstand mich, so wie es Opa Erik getan hatte.

Meine Mutter stolperte nach vorn zum Grab, nahm eine Sonnenblume, die wir beim Gärtner gekauft hatten, und warf sie hinein. Leise stieß sie einen wimmernden Ton aus. Mein Vater ging zu ihr, zog sie beiseite und machte den anderen Leuten Platz, die es meiner Mutter nachtaten. Immer mehr Sonnenblumen füllten das Grab meines Opas und der Friedhof wurde leerer.

Eine Gänsehaut überzog meinen Körper, als meine Eltern mich erwartungsvoll ansahen. Aber ich konnte nicht. Ich war wie versteinert. Ich konnte nicht weitergehen. Konnte keine Blume in das Grab meines Opas werfen und ihn damit verabschieden. Ich biss mir auf die Lippe. Bohrte meine Fingernägel noch tiefer in meine Handballen, sodass ich warmes Blut spürte, das meine Finger hinablief. Aber noch immer war ich wie erstarrt.

Langsam kam mein Vater auf mich zu, nahm meine Hand, zwang meine Finger, sich um seine zu schließen, und führte mich zum Grab. Zu diesem tiefen Loch, das meinen Großvater gefressen hatte.

Meine Mutter drückte mir eine Sonnenblume in die andere Hand und legte ihren Arm um meine Schulter. Das war das erste Mal, dass sie mir beistand, seitdem Opa tot war. Dass sie versuchte mir Kraft zu geben. Doch statt mich kraftvoll zu fühlen, fühlte ich mich unglaublich schwach.

Meine Beine gaben unter mir nach. Schluchzer fuhren durch meinen Körper und ich ließ meiner Trauer freien Lauf, als ich schrie. Meine Lungen blähten sich auf und ich schrie weiter, schrie meinen Schmerz und meinen Verlust hinaus, während Tränen über meine Wangen rannen.

»Mia«, sagte mein Vater leise, »du musst dich jetzt verabschieden.«

***

Stunden waren vergangen – zumindest fühlte ich mich so. Meine Kehle war rau und ich war wie ausgetrocknet. Und noch immer hockte ich mit meinem Vater im Gras. Tränen liefen mittlerweile stumm über meine Wangen. Meine Mutter war irgendwann wortlos aufgestanden und gegangen. Ich hatte ihr Zittern bemerkt und konnte mir vorstellen, dass

ihr Körper nach der Erlösung – dem Vergessen – schrie. Nach ihrem persönlichen Heilmittel, dass sie taub und stumm machte.

»Ich möchte es aber nicht«, sagte ich leise. »Ich möchte nicht, dass er nicht mehr da ist.«

Mein Vater drückte mich an seine Brust. »Ich weiß. Ich will das auch nicht. Aber es war seine Zeit. Er ist wieder bei Oma, die er abgöttisch geliebt hat. Ist das nichts Schönes? Sollten wir uns nicht für ihn freuen?«

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass uns nach dem Tod noch irgendwas erwartete – abgesehen von undurchdringlicher Schwärze.

Papa stand auf und reichte mir seine Hand. »Du musst das nicht allein machen.«

Ich schaute zu ihm hoch und zum ersten Mal erkannte ich die Wesenszüge meines Opas in ihm. Er sah nicht aus wie Opa Erik. Wir beide hatten einzig das schwarze Haar von ihm geerbt. Die grauen Augen hatten wir von Oma. Das hatte Opa immer wieder erwähnt.

Ich nahm Papas Hand und gemeinsam stützten wir uns, während wir zum Rand des Grabes gingen. Meine Hand umklammerte immer noch die Sonnenblume, die etwas mitgenommen aussah.

Als ich auf den Sarg hinuntersah, wurde mir schlecht. Mein Magen zog sich zusammen. Meine Knie wurden weich. Ich schüttelte den Kopf. »Ich kann das nicht«, sagte ich und rannte los.

Kapitel 2

Ich schluckte schwer. Meine Familie war kaputt. Vollkommen. Und keiner von uns wollte oder konnte etwas daran ändern. Ich wusste auch gar nicht, wie. Ich wusste es wirklich nicht. Egal, wie ich es drehte oder wendete, diejenigen, die etwas ändern sollten, waren meine Eltern. Niemand sonst konnte aus dem Teufelskreis ausbrechen. Ich war ein unfreiwilliger Mitläufer.

In meinem Zimmer sah es chaotisch aus. Meine Eltern hatten mein Interesse am Lesen zwar nicht unterstützt, dafür mein Großvater umso mehr. Daher stapelten sich Unmengen an Büchern auf dem Boden, lagen verstreut im Raum. Manche würden es Unordnung nennen. Ich nannte es liebevoll »mein Bücherchaos«.

Meine Schultasche pfefferte ich auf meinen Drehstuhl und schmiss mich aufs Bett. Ich war froh, dass Freitag war und ich nicht direkt anfangen musste meine Hausaufgaben zu erledigen. Die Uhr an meiner Wand zeigte, dass ich noch zwei Stunden hatte, ehe wir zum Amtsgericht mussten.

Nachdenklich kaute ich auf meiner Lippe und starrte auf den Haufen Bücher, der an meinem Fußende lag. Seit Opas Tod hatte ich keines davon angefasst. Und etwas in mir sträubte sich noch immer zu lesen. Es war unser Ding gewesen. Konnte ich das wirklich machen, ohne ihn? Konnte ich mich in fremde Welten träume, ohne dass es sich wie Verrat anfühlte?